

# DIE FACKEL

Nr. 123

WIEN, ANFANG DECEMBER 1902

IV. JAHR

[Der Fall Kraemer]

Über nichts kann man unsere Richter, wenn sie unter sich sind, häufiger klagen hören als über die Unfähigkeit der Geschwornen, zwischen übler Handelssitte und betrügerischem Handeln die Grenze zu ziehen, jeder unserer Staatsanwälte hat von Niederlagen zu erzählen, die er sich bei den bestbegündeten Anklagen wegen Betrugs geholt, und ein Strafparagraph, dessen erweiterte Anwendung uns beinahe über die jahrzehntelange Verzögerung der Strafgesetzreform hätte trösten können, ist nachgerade fast aus dem Gebrauch gekommen: wie oft haben es sich die Staatsanwälte saure Mühe und die gequältesten Verdrehungen kosten lassen, für klare Fälle von Betrug eine strafrechtliche Qualifikation zu finden, die es ihnen ersparte, vor die Geschwornen zu gehen! Aber jetzt haben wir nach all dieser übertriebenen Ängstlichkeit eine Anklage wegen Betrugs erlebt, die die Staatsanwaltschaft beschämt, weil sie in einem Gebiet, in dem sie tausendmal zwingenden Anlaß zum Einschreiten gehabt und tausendmal den Anlaß versäumt hat, eine verblüffende Unerfahrenheit gezeigt, weil sie den Bankdirektor Kraemer für einen Auswürfling statt für den Typus seines Standes gehalten hat. Gewiß, auch den Geschwornen ist das Bank- und Börsewesen fremdes Gebiet, und sie haben Herrn Kraemer nicht etwa, weil sie seinen Fall richtig erfaßten, sondern lediglich, weil die Betrugsanzeige nicht vom Generalrat der Anglobank erstattet war, und also — da der Betrug kein Antragsdelikt ist — contra legem freigesprochen. Aber ein Freispruch aus Unverständnis des Gesetzes paßt sicherlich zu einer Anklage aus Unverständnis des wirtschaftlichen Lebens. Nicht Furcht, sondern Heiterkeit über die staatsanwaltliche Naivität muß die Lektüre der Anklageschrift im Prozeß Kraemer bei allen Bankdirektoren ausgelöst haben. Herr Kraemer hatte sich für seine Börsensspekulationen ein fiktives Konto eröffnen lassen, und der Staatsanwalt schreit auf: Das sei Betrug. Aber wann hätte je — Herr v. Kleeborn erkundige sich doch in den Kreisen seiner Bekannten — ein Bankdirektor Börsensspekulationen auf den eigenen Namen durchführen lassen? Keinem, der die Kenntnisse, die eine leitende Stellung ihm vermittelt, zu Spekulationen nützt, kann es passen, daß selbigen Tags in Cassa und Buchhaltung jeder Beamte erfahre: Der Direktor hat Alpine Montanaktien gekauft. Wenn es ein Übel — und sicherlich ein schweres — ist, daß Direktoren und Verwaltungsräte von Banken jobbern, so wäre es ein noch ärgeres, wenn bis zum jüngsten Praktikanten herab alles in der Bank bei den Spekulationen der Eingeweihten »mitginge«. Und aus der Handelssitte, die Spekulationen der Direktoren erlaubt, muß die andere folgen, die ihre fiktiven Konti duldet. Aber Herrn Kraemers Konto war nicht gedeckt, er hat mit dem Geld der Bank gespielt, ruft der Staatsanwalt pathetisch aus. Und das war Betrug? Man greift sich an den Kopf und fragt, ob es wirklich heute noch Juristen nicht wissen können, daß es außer dem bedeckten auch einen Personalkredit gibt. Herr Kraemer, selbständiger Leiter einer Wechselstube, konnte nach freiem Ermessen Hunderten Personalkredit für

Börsenspekulationen erteilen; warum nicht auch sich selbst? Unkaufmännisch hätte er gehandelt, wenn er irgend einem der Bankkommittenten leichtfertig den Kredit zu hoch bemessen hätte, und wenn er die eigene Kreditfähigkeit allzu hoch bemaß, wäre der Leichtsinn *dolos* gewesen. Aber Herr Kraemer hat sich keinen höheren Kredit erteilt, als den ihm jeder Wucherer und — weil sein Leben versichert war — jeder Spar— und Vorschußverein bereitwillig zugestanden hätte, und der Staatsanwalt mag mit Recht vermuten, aber er kann nicht beweisen, daß er sich, wenn man ihn hätte gewähren lassen, später höheren Kredit erteilt haben würde. Was bleibt übrig? Eine Disziplinwidrigkeit: Herr Kraemer hatte dem Verwaltungsrat die vorgeschriebene Mitteilung vorenthalten, und der Verwaltungsrat mochte ihm die strengste Disziplinarstrafe auferlegen. Die Öffentlichkeit ging der Fall Kraemer, geht die Kreditfähigkeit und das fiktive Spekulationskonto eines Bankdirektors nichts an. Nur mit der Tatsache, daß Bankdirektoren — fast *alle* Bankdirektoren — spekulieren, wird sich nach der Öffentlichkeit endlich auch die Gesetzgebung beschäftigen müssen, und man wird die Spekulationen der vermöge ihrer Stellung Eingeweihten, wenn sie nicht im besonderen Falle ein schwereres Vergehen involvieren, vielleicht am richtigsten als eine eigene Form von unlauterem Wettbewerb oder als strafbare Verletzung der guten Handelssitten charakterisieren.

§

\* \* \*

[Tartuffe in Brügge]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Aus der Wiener Öffentlichkeit, vor der er seine Taten verübt, hat sich Herr K. H. Wolf in eine Brügger Gerichtsstube geflüchtet, um inmitten der Seinen das Schauspiel eines Rechtsverfahrens zu inszenieren. Die Regie war vorzüglich, alles klappte. In und außer dem Schwurgerichtssaal tausend geübte Wolfianer — in Ibsen's »Kronprätendenten« gebärden sich die »Wolfsbälge« ähnlich —, die das »deutsche Volk« mit Lärmen und drohenden Gebärden zu mimieren hatten. Auf der Geschwornenbank die stummen Duodezenvirnen, die nur durch das Mienenspiel rege Teilnahme und tiefe Ergriffenheit ausdrückten. Den begleitenden Text zur Geschwornenmimik sprach die 'Ostdeutsche Rundschau'; pünktlich ließ sie Tag für Tag den Gefühlen, die die Laienrichter bewegen mußten, Ausdruck. Nicht von Erörterung der Beweismittel, nicht von Beeinflussung der Geschwornen kann die Rede sein, denn gegen solches Tun wäre, wenn nicht die 'Ostdeutsche Rundschau' selbst sich seiner Strafbarkeit bewußt war, in jedem Rechtsstaat und selbst in Österreich eingeschritten worden. Aber die 'Ostdeutsche Rundschau' hat nicht *zu* den Geschwornen, sondern *namens* der Geschwornen gesprochen. Deshalb durfte sie, als der erste Akt des gerichtlichen Schauspiels vorüber war, bereits am 1. Dezember der Empfindung Ausdruck geben: Die Herrn Wolf belastenden Zeugen hätten nichts vorgebracht als »Gerüchte und Verdächtigungen, *absichtlich* oder unabsichtlich falsch verstandene Gespräche und Tratschereien, aber nicht eine einzige Tatsache«. Am 4. Dezember — die unliebsame Verhandlung über das Zuckerkartell war größtenteils überstanden — war es klar, »wie wenig tatsächlichen Hintergrund die ganze Sache« mit der »russischen Beste-

chungsgeschichte« hat, und »die Qualität der Zeugen Dr. Schalk's, und zwar gerade der ansehnlichsten Zeugen, erwies sich immer deutlicher«, während »die Angaben aller *unbefangenen* Zeugen ganz entschieden zu Gunsten Wolf's lauten«. Am 5. Dezember aber hieß es — in jener Nummer, die den Geschwornen, ehe sie sich zur Urteilsfällung in den Schwurgerichtssaal begaben, ins Haus flog endgültig: »Das Beweisverfahren — um von dem *voraussichtlichen* Wahrspruche der Geschwornen gar nicht zu reden — hat ergeben, daß alle die Tausende, welche an Wolf trotz aller *Verleumdungen* festhielten, im Rechte waren.« So war, wie oft im Drama der letzte Akt, der längst Vorausgesehenes zu wirklichem Geschehen werden läßt, das Geschwornenurteil nur mehr ein überflüssiges Anhängsel, und die Zuschauer brachen auf, während noch der Schwurgerichtspräsident, im letzten Augenblick enthüllend, daß er nicht der eingefleischte Wolfianer sei, für den man ihn gehalten, das versöhnende Schlußwort sprach: 800 Kronen Geldstrafe!

Die Sache hat harmlos geendet, und die Gefahr, daß Leute, die Herrn Wolf *vor* dem Brüxer Prozeß für keinen Ehrenmann gehalten haben, ihn *nach* dem Prozeß für einen Ehrenmann halten könnten, ist durch den Epilog des Vorsitzenden glücklich beseitigt worden. Nun hat die Kritik über das Brüxer Schauspiel das Wort: Es war ein Tartuffe—Drama, kläglich veraltet und unpsychologisch, wo die Fragen des Sexuallebens verhandelt wurden, aber von kräftigem modernen Geist durchweht, wo die wirtschaftliche Korruption, mit unzulänglicher Technik freilich, auf die Bühne gebracht ward. Immerhin, in den Episodistenrollen wenigstens wurden anschauliche Korruptionstypen gezeigt. Da war vor allem der Vertreter des Zuckerkartells, der beileibe nicht besticht, sondern nur schmähende Kritiken vermeiden will und die unbefangene Kritik mit 12.000 Kronen bezahlt, von denen natürlich niemand etwas wissen darf. Er ist der Vertreter einer *naiven* Korruption; nicht einmal, da ihn Herr Guttmann beschwört, Wolf dürfe von nichts wissen, riecht er Lunte und ahnt, daß man sich von ihm bestechen lassen will. Er sagt sich einfach, das sei bloß eine selbstverständliche Formalität: Herr Guttmann will nicht, daß Wolf etwas wisse, und Herr Guttmann hat Einfluß genug bei Herrn Wolf, um es durchzusetzen, daß Herr Wolf auch wirklich nichts von dem wissen will, was er nicht wissen soll. Denn wenn Herr Guttmann solchen Einfluß nicht besäße, könnte es ja leicht Herrn Wolf eines Tages beifallen, eine schmähende Kritik über das Zuckerkartell zu schreiben, und wofür wären dann 12.000 Kronen hingegeben? Herr v. Kniep verdient von allen Mitwirkenden das höchste Lob. Aber auch Herr Guttmann, als armer Schächer der Korruption, machte seine Sache gut. Nur Herr Wolf brachte den Korruptionisten von großem Zug, der er sein mußte, nicht heraus: fast tölpelhaft schien es, während es doch als der Gipfel der Tartuffe—Geschicklichkeit hätte empfunden werden sollen, daß er dem Administrator das volkswirtschaftliche Ressort überantwortet. Und das war der arge Fehler der Aufführung: daß der Sinn des Stückes, durch die Schuld des Herrn Wolf, gänzlich verdunkelt ward und daß ein gedankenloses Publikum am Schlusse einen tumben Helden siegen zu sehen glaubte, wo in Wahrheit ein Tartuffe—Drama

das in seiner überwältigenden Tragikomik von Moliere nicht gesehene Ende fand : daß Tartuffe durch den Spruch der Gerechtigkeit ein Ehrenmann und der Abgott Orgons bleibt.

\* \* \*

[Der Prophet Liebknecht]

**S**ie haben die Obstruktion gegen die lex Heinze geführt! rief August Bebel neulich emphatisch dem »Verräter« Eugen Richter zu, der die Obstruktion gegen die Zolltarifvorlage nicht mitmachen will. Ist der Zolltarif nicht hundertmal wichtiger als die lex Heinze? fragt Bebel entrüstet. Die Antwort ist ihm längst erteilt worden, ehe er die Frage stellte. Aber Wilhelm *Liebknecht*, der die Frage voraus ahnte, hat sich der Wahrheit, daß der Prophet im Vaterlande nichts gilt, bewußt werden müssen, als dem Todschweigekartell, das sich gegen seine hellseherischen Verkündigungen in der 'Fackel' bildete, auch die gesamte Presse der deutschen Sozialdemokratie sich beigesellte. Ist der Zolltarif nicht hundertmal wichtiger als die lex Heinze? Wilhelm Liebknecht hat in der 'Fackel' (Nummer 44, Mitte Juni 1900) geantwortet:

»Gerade, weil die lex Heinze nur von untergeordneter Bedeutung war, eignete sie sich für den Obstruktionskampf, für den sie sich bei höherer Bedeutung nicht geeignet hätte. Gegen das Sozialistengesetz, gegen die Umsturzvorlage, gegen das Zuchthausgesetz und dessen Zwillingsgeschwister, das Flottengesetz, haben wir keine Obstruktion geübt; und keiner von uns hat auch nur an Obstruktion gedacht. Und zwar deshalb, weil jeder von uns wußte, daß dies *ernsthafte*, aus dem herrschenden System organisch hervorgewachsene Angriffe waren, zu deren Abwehr der *Flederwisch der parlamentarischen Obstruktion* sich so wenig eignete, wie ein Regenschirm zur Abwehr eines mit Dolch und Revolver bewaffneten Straßenräubers. In all diesen Fällen hätte die Regierung sich um unsere Obstruktion nicht gekümmert; sobald sie des Spiels müde geworden, hätte man *die Geschäftsordnung geändert* und jeder Widerstand wäre erdrückt worden. Wir hätten nur eine *Galgenfrist von ein paar Tagen* gewonnen und der Obstruktionskampf wäre eine einfache Schikane gewesen, keine politische Aktion. Mit der lex Heinze war es anders. Sie war eine Komödie, die höchstens von einzelnen Personen ernst genommen wurde. *Der Regierung war sie gleichgültig.*«



[Ein Billettprozeß]

**F**ranz Klein's Reformtat ist hier oft gepriesen worden. War es Anmaßung, daß der Laie sie zu preisen sich berechtigt glaubte? Loben ist nach einem ebenso banalen wie wahren Wort schwerer als tadeln, und — wenn's auch Herr Sudermann nicht begreift, der sich so überlegen klug dünkt, weil er die Bretter vor dem Kopf hat, die die Welt bedeuten — strenger als der Tadler hat allemal der Lober den Nachweis der Berechtigung zu führen. Nur der gebildete Jurist vermag ein Meisterwerk juristischer Technik wie den

Klein'schen Zivilprozeß zu würdigen, nur der gebildetste dürfte den Meister rühmen. Und dennoch könnte gerade die gründlichste juristische Einsicht, die sich in der Beurteilung juristischer Mittel erschöpft, gegen den Autor der Zivilprozeßgesetze unbillig werden: weil sie das Wesen seiner Leistung, die Setzung neuer Zwecke, verkennt. Was der Zivilprozeß leisten soll — nicht wie er's leistet —, ist keine Angelegenheit der Juristen; und nicht der moderne Jurist, sondern der moderne Mensch hat Franz Klein dafür zu loben, daß seine Reform an die Stelle eines Kampfes um Rechte, aus dem der strengste romantische Geist am liebsten jedesmal einen Kampf um das Recht abstrahiert hätte, einen Streit um reale wirtschaftliche Interessen gesetzt hat.

Weil der Streit um ein wirtschaftliches Interesse sinnlos wird, wenn die Streitkosten den Streitwert aufzehren, möchte man selbst auf die Gefahr hin, daß die juristische Vertiefung und das Einkommen der Rechtsanwälte verringert werden, in der Bagatellisierung der einzelnen Prozesse noch weiter gehen, als es im neuen Zivilprozeßverfahren geschieht, das überall, wo es sich um hundert Kronen Wert handelt, bereits einen Instanzenzug zuläßt. Aber wenn man die Wertgrenze, bis zu welcher das Bagatellverfahren reicht, zu eng gezogen findet — in *einem* Falle hat der Schöpfer des Zivilprozesses das wirtschaftliche Interesse nicht überschätzt, sondern unterschätzt. An diesen Mangel des Prozeßverfahrens erinnert ein Rechtsstreit, den neulich ein Wiener Bezirksrichter entschied. Eine Klage, die von der *Hofoper* den Ersatz des Preises zweier Sperrsitze begehrte, weil der Spielplan geändert worden war, wurde abgewiesen, und weil der Klagegegenstand wenige Kronen betrug, gibt es gegen solch einsichtsloses Urteil kein Rechtsmittel. Wird aber wirklich ein Bagatellverfahren der Bedeutung des Falles gerecht, in dem nicht bloß das wirtschaftliche Interesse des *Einzelnen* verletzt wurde, der etliche Kronen eingebüßt hat, sondern auch die wirtschaftlichen Interessen von Hunderten, die am selben Abend um tausende von Kronen geprellt waren? Und wird nicht die Bedeutung einer Prozeßfrage dadurch verändert, daß ihre Entscheidung präjudiziell, für zahlreiche — nicht etwa in Hinkunft mögliche, sondern aus dem gleichen Anlaß entspringende — Prozesse sein müßte? Steinbach hat seinerzeit die Institution eines Zivilstaatsanwalts vorgeschlagen, der in prinzipiell wichtigen Fällen einzuschreiten hätte. Ich will so weit nicht gehen und namentlich die Möglichkeiten der Zukunft im einzelnen Prozeß nicht berücksichtigt wissen. Aber es scheint mir richtig, daß man die Klage wegen des Preises zweier Sperrsitze, die wegen Repertoireveränderung nicht benutzt wurden, als eine solche auffasse, bei der es sich um den Preis sämtlicher Sitze handelt, die für jenen Theaterabend und für die ursprünglich angesetzte Vorstellung verkauft waren, und grotesk wäre es, wenn hundert aus dem gleichen Anlaß eingebrachte Klagen, deren Gegenstände zusammen hundertmal fünf Kronen betragen könnten, von einem und demselben Richter bagatellisiert würden.

Hier wie sonst werden die Gesetzgeber zu schärferer Ausprägung des Gedankens, daß die wirtschaftlichen Interessen zu schützen sind, und zu besserer Würdigung der wirtschaftlichen Interessen noch zu gelangen haben. Immerhin könnte die Frage des Schadenersatzes für Repertoireänderungen ein andermal auch ohne besonderes Bemühen der Gesetzgebung bei höheren Instanzen zur Entscheidung gebracht werden. Es brauchten nur zwei Dutzend Parkettbesucher *einem* ihre Ansprüche zu zedieren, der dann die Oper auf eine hundert Kronen übersteigende Summe klagen würde. Und so darf man hoffentlich in Bälde der richterlichen Abstellung eines Unfugs entgegensehen, der ebenso gegen das Rechtsgefühl wie gegen das Kunstverständnis der Hoftheaterbehörden zeugt, eines Skandals, der in ähnlich scheuloser Enthüllung wucherischen Geistes an kaiserlichen Instituten bisher nicht erlebt ward und

der ein Publikum, das sich zum Theaterstreike nicht entschließen kann, zum Besuche unerwünschter Stücke und zu häßlichen Zankszenen vor den Kassen zwingt. Unbegreiflich ist es, daß ein Richter erkennen konnte, die in typischer Weise eine Notlage des Kontrahenten ausnützende Verfügung der Hoftheaterbehörden, daß bei Abänderungen des Repertoires das für Theaterkarten gezahlte Geld nicht rückerstattet werde, sei gültig, weil sie auf den Theaterkarten gedruckt und an der Theaterkasse plakatiert ist. Denn was an der Theaterkasse, zu der ich vielleicht einen Dienstmann schicke, plakatiert ist, brauche ich nicht zu wissen, und was auf den Theaterkarten, deren belletristischen Teil ich nicht lese, gedruckt ist, kümmert mich nicht, weil die Theaterdirektion keine anderen als die ohnehin bekannten landesüblichen Verpflichtungen auferlegen kann — die aber, wie beispielsweise anständige Kleidung und anständiges Benehmen, nirgends gedruckt sein müssen —, während ich nicht gesonnen bin, falls etwa die Hoftheaterintendanz auf den Karten drucken ließe, der Zuhörer habe während der Zwischenakte jedesmal drei Vaterunser zu beten, solchem Gebot zu folgen. Es ist keine Übertreibung: Die Hoftheaterintendanz könnte mir ebensogut vorschreiben, Vaterunser zu beten, als sie mir, wenn ich einen Dienstmann zur Theaterkasse schicke und ein Billett kaufen lasse, d. h. das Recht, eine bestimmte Vorstellung zu hören, erwerbe, auf der Rückseite des Billetts mitteilen kann, sie gewähre mir für mein Geld lediglich das Recht, mich an einem bestimmten Abend auf einen bestimmten Platz in der Oper zu setzen. Ein Verfügungsrecht, durch dessen Ausübung sie das Wesen des Vertrages, den sie mit den Theaterbesuchern schließt, verändert, hat keine Theaterdirektion, keine kann einseitig das Maß der dem Publikum zukommenden Rechte schmälern, und jede darf nur solche Anordnungen treffen, die — wie etwa das Verbot des Eintritts Zuspätkommender während der Vorstellung oder wie das Gebot, daß Damen die Hüte abzulegen haben — vielmehr das Recht des gesamten Publikums, ungehindert die Vorstellung zu sehen und zu hören, *schützen* sollen. Dem Kunstverständnis von Kassenrevisoren mag man die Auffassung zumuten, wer ein Opernbillett löst, wolle nicht diese oder jene Oper hören, sondern bloß bei Musik, gleichviel bei welcher, einen Abend totschiagen, und wenn die »Meistersinger« abgesagt würden, sei auch das »Goldene Kreuz« nicht zu verachten. Dem Wiener Bezirksrichter ist schwerlich so wenig Kunstsinn, aber desto mehr Respekt vor einer Hofbehörde zuzutrauen. Daß er, wenn die Karten des Raimund—Theaters den gleichen Text aufwiesen, wie jene der Hofoper, zu Recht erkennen könnte, wer Karten für ein Gastspiel der Duse erworben habe, müsse, falls die Duse absagt, den »Kreuzwegstürmer« anhören oder sein Geld verlieren, ist unwahrscheinlich. Ja er würde der Klage auf Rückerstattung des für eine Theaterkarte entrichteten Preises wohl auch stattgeben, wenn im Raimund—Theater die angesagte italienische Vorstellung stattgefunden, aber ein Mitglied ihrer Truppe die erkrankte Duse ersetzt hätte. Niemand würde bezweifeln, daß der Kartenkäufer das Recht, just die Duse zu sehen, erwerben wollte und erworben habe. Bei den gewöhnlichen Wiener Vorstellungen hingegen wäre das Recht des Kartenkäufers auf eine bestimmte Besetzung nicht anzuerkennen. Landesüblich ist es nämlich, daß der Direktor nötigenfalls die Besetzung ändern darf, wiewohl dies nirgends gedruckt ist und wiewohl es ungerecht ist, weil schon der Unterschied zwischen den Gagen der Herren Schmedes und Pacal erweist, daß Herr Schmedes die größere Zugkraft ausübt und Leute in die Oper lockt, die Herrn Pacal, einen ganz tüchtigen Sänger, in einer Hauptrolle nicht hören möchten. Da es aber in Wien *nicht* üblich ist und nirgends, wo das Theater als Kunststätte betrachtet wird, üblich werden kann, daß das Publikum, froh, einen Abend bei Musik und unter gut toi-

lettierten Leuten zu verbringen, Brüll statt Wagner zu vernehmen sich bescheidet, da der »Kontrakt«, der dem armen Galeriebesucher des Burgtheaters das mühselig eroberte Genußrecht einer König—Lear—Vorstellung um Moser's »Bibliothekar« abhandelt, ein unmoralischer ist, kann die neue Hoftheatersitte nicht länger aufrecht bleiben, als bis sie dem Urteil eines Richterkollegiums, an das vom Einzelrichter zu appellieren sein wird, unterbreitet wird. Bei der nächsten abgesagten Vorstellung mögen sich zwei Dutzend Par-kettbesucher finden, die *einem* ihre Ansprüche zedieren!

\* \* \*

## Interviews

*„Neue Freie Presse“:*

»Die Frage, ob er schon wieder ein neues Werk in Angriff genommen habe, verneint Hauptmann. 'Ich muß mich erst von dem einen Werke wieder völlig losgerissen haben, dann kann ich erst Neues anfangen. Es dauert einige Zeit bei mir bis ich mich in einem neuen Milieu zu-rechtfinde.' Den Freunden Hauptmann's ist es bekannt, daß er nach der Vollendung eines Werkes für das nächste immer einen völlig neuen Stoffkreis sucht. Darum ist zu vermuten, daß die kommende Arbeit Hauptmann's uns keineswegs wieder ins Märchenland führen wird.«

*'Zeit':*

»'Und jetzt', fährt er fort, 'arbeite ich an einem Stück, das 'Die Wiedertäufer' heißen wird. Es behandelt das Auftreten der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert in Münster. Die Hauptgestalt ist Johann von Leyden, dieser Schneider, der zum König wird und immer grausamere Taten verübt, bis er schließlich zugrunde geht. Oh, es ist ein so ungemein reicher und umfassender Stoff. Diese vielen fanatisierten Gruppen und Figuren! All diese Exaltationen des religiösen Wahnes, die eigentlich in einen orgiastischen Liebestaumel übergehen. Es ist ein durchaus tragischer Stoff. Ich habe schon mehrere Akte fertig und fünf werden es im Ganzen sein. Ich schreibe dieses neue Stück in Knittelversen, so wie das Vorspiel zum 'Wallenstein' geschrieben ist.'«

Wie dieser Zwiespalt der Natur zu erklären ist, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, daß das Treiben der Interjuifs längst im Publikum kein anderes Gefühl weckt als das Mitgefühl mit den berühmten Männern, die, den Reisekoffer in der Hand, nicht wissen, ob sie früher den Meldzettel des Zimmerkellners ausfüllen oder dem fragesüchtigen Reporter Auskunft über das Wesen des Dramas erteilen sollen. Von wo kommen Sie? Wohin reisen Sie? Wohin sind Sie zuständig? tönt's von der einen —, Was schreiben Sie? Mit wem verkehren Sie? Was halten Sie von der Medelsky? von der andern Seite. Aber es zeigt sich, daß die aufwartenden Reporter nicht einmal das Tatsächliche festzuhalten vermögen, und man kann nach dem publizistischen Niederschlag der letzten Interviews getrost annehmen, daß Gerhart Hauptmann irrtümlich dem Zimmerkellner Aufschlüsse über sein nächstes Drama erteilt und dem Abgesandten der 'Neuen Freien Presse' den Meldzettel hingereicht hat, den dieser in schlechtem Deutsch paraphrasierte. Der eine hat an dem Dichter des »Armen Heinrich« blaue, der andere hat an ihm grüne Augen entdeckt; aber alle

treffen sich in der Verlegenheit, irgend etwas zu sagen, da ihnen der unfreiwillige Empfänger doch nichts gesagt hat.

Oder kann einer wirklich glauben, daß der berühmte Schriftsteller in den paar Tagen seines Wiener Aufenthaltes nichts anderes zu tun hatte, als mit des Börsenwöchners Stenographen — seine Kollegen nennen ihn den Diktator der 'Neuen Freien Presse' —, der in unbeschäftigten Stunden auf Theaterreportage ausgeschickt wird, sich über Ewigkeitsprobleme zu unterhalten und mit ihm ein Gespräch zu führen, das, wie die sinnige Übergangssphrase lautet, »von der Natur zur Kunst führt«? Da lasen wir Axiome wie: »Die Art des Gestaltens bestimmt die Kunstform«, »Die Reinheit des Stils ist für ein Kunstwerk ausschlaggebend«, »Gott war ein Former, er schuf«. Und all dies hat sich eines Dichters Brust entrungen, da kaum des Dichters Hände vom Bahnstaub gereinigt waren. Hatte Hauptmann wirklich das Bedürfnis, einem vom Hotelportier herbeigewinkten Eckermann solche Bekenntnisse ins Ohr zu stöhnen? Gewiß, die Reinheit des Stils ist für ein Kunstwerk ausschlaggebend; aber für Herrn Benedikt, der auf Reinheit des Stils nicht immer den größten Wert legt, ist vor allem die Reinheit des Stenogramms ausschlaggebend. Darum möge er seinen »Kl.« — ein Herr Klinenberger soll hinter dieser Chiffre wirken — nicht immerzu in literarische Fährlichkeiten bringen. Die Leser der 'Neuen Freien Presse' haben erst neulich gelacht, als der jugendliche Stenograph Herrn Otto Erich Hartleben interviewte und zu melden wußte, der Berliner Schriftsteller habe eine Villa am Gardasee gekauft, in der er ein »halkyonisches« Leben führe. Das Wort »halkyonisch« kehrte in jener Notiz, wenn ich mich recht erinnere, nicht weniger als sechsmal wieder, und es wäre noch öfter gebraucht worden, wenn nicht der gestrenge Herr Benedikt das halkyonische Vergnügen an der klassischen Bildung gestört und zum Stenogramm gerufen hätte.

Die tiefe Nichtschätzung, die unsere Zeitungseigentümer für alles Künstlerische haben, der Hochmut, mit dem sie die Literatur als Luxussache behandeln und dem nächstbesten Gerichts— oder Lokalreporter zur Verarbeitung hinwerfen, tritt so recht zutage, wenn man sich die Leute besieht, die in Wiener Redaktionen zum Empfang berühmter Männer designiert werden. Der nämliche Reporter, den man jetzt Gerhart Hauptmann ins Hotel geschickt hat, durfte schon vor anderthalb Jahren, da er zufällig in Christiania weilte, vor Henrik Ibsen Österreichs Literatur repräsentieren. Es war allerdings — 11. August 1901 — die Zeit, in der die 'Fackel' nicht erschien. Doch auch damals hätte eine solche Geschmacklosigkeit nicht verübt werden dürfen. Ich las das Interview im Grand—Hotel in Christiania, wo man von der Unnahbarkeit des in jenen Tagen überdies schwer Leidenden Schauermären erzählte. Aber im fernen Lesezimmer ward mir aus Wien die Kunde, daß dem Stenographen des Herrn Benedikt gelungen war, was damals wohl keinem deutschen oder norwegischen Schriftsteller gelungen wäre: er hatte bei Henrik Ibsen Einlaß gefunden. Ich bewahre das Interview als Kuriosum; denn ich erinnere mich an die lebhafteste Freude der Christianenser, endlich durch Herrn Klinenberger aus der allen Landsleuten verschlossenen Krankenstube des großen Mannes etwas zu erfahren. An die beruhigende Versicherung des Reporters, daß die Sonne bald »die *Stirne* des Dichters von den *Runzeln*, welche die schmerzhaften *Beine* erzeugen, gänzlich glätten wird«, schloß sich eine Erkundigung Ibsen's nach dem Befinden des Fräuleins Lili Petri, die dem Dichter — laut Angabe des Besuchers — als Nora »immer große Freude bereitet« hat. Dann teilte Herr Kl. mit, daß Ibsen ein »interessanter Charakterkopf« sei. »Gerne hätte ich noch länger in die *klugen Augen* des Dichters geblickt«, schmeichelt der Stenograph des Börsenteils der 'Neuen Freien Presse', »und seiner ver-



*ständig klaren Rede* gelauscht, doch gedachte ich der Schonung, deren Ibsen noch in hohem Maße bedarf, und erhob mich zum Abschied«. Was aber tat nun Ibsen? Er »ließ es sich hierauf nicht nehmen, mir das Geleite bis zur Tür zu geben, und entschuldigte sich noch in liebenswürdiger Höflichkeit *wiederholt*, daß er wegen seines leidenden Zustandes *meinen Besuch im Hotel nicht erwidern könne*: Und nicht genug daran: »Als ich die Treppe hinabgestiegen und wieder auf die Straße getreten war, da blickte ich auf den Balkon. Dort saß der greise Dichter *wieder und nickte mir noch freundlich zu*«. Wäre er also damals nicht leidend gewesen, wir hätten vielleicht das für den Austausch zweier Kulturen bedeutsame Schauspiel erlebt: Henrik Ibsen besucht Ludwig Klinenberger im Grand—Hotel von Christiania.

Aber ich halte ernstlich dafür, daß die Ausfragung bedeutender Männer durch mehr oder weniger analphabetisch veranlagte Zeitgenossen eine ebenso alberne wie sträfliche Unsitte ist. Nach dem Zola'schen Muster der Definition des Kunstwerkes (»Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament«) könnte man sagen: Interview = Eine Persönlichkeit, gesehen durch das Auge eines Schmocks. Und ist es nicht frevelhaft, wenn unsere Zeitungen diese Herabsetzung als Sport betreiben? Frommt sie dem Publikum, wenn der zum Erfassen der Dichterpsyche beordnete Kuli nicht einmal fähig ist, die paar Tatsachenbrocken, die ihm hingeworfen werden, aufzuschnappen und zu behalten? Wenn sich drollige Widersprüche wie der eingangs dieser Betrachtung zitierte ergeben? Nein, viel notwendiger, viel weniger herausfordernd wäre die endliche Umkehrung des heute noch beliebten Vorgangs. Ich bin wirklich dafür, daß die Dichter den Reporter, der sie im Hotel besucht, zwar hinauswerfen, ihm aber bedeuten sollen, daß sie selbst zu ihm kommen würden. Der Künstler interviewe den Schmock! Viel interessanter und lehrreicher, als wenn der Reporter ein Dichterherz zu anatomieren sucht, wird es sein, wenn ein Dichter endlich die Struktur der Reporterseele zergliedert. Die besondere Liebenswürdigkeit Henrik Ibsen's läßt bereits auf eine gewisse Bereitwilligkeit schließen, und auch Gerhart Hauptmann's bekannte Unterredung mit dem Abgesandten des 'Neuen Wiener Journal' zeigte Ansätze zu jener Neuerung. Hier war es nicht mehr »Ein Besuch *bei*«, sondern »Ein Spaziergang *mit Gerhart Hauptmann*«, der die Ehre hatte, von Herrn Jakobsohn persönlich aus dem Hotel abgeholt zu werden. »'Zimmer Nr. 42!', sagt der Portier, Sie können unangemeldet hineingehen. *Er erwartet Sie!*« Freundlicher Händedruck. »Fürchten Sie nichts, ich will Sie *nicht interviewen*«. Nein, es soll eine Unterhaltung zweier gleichgestimmter Geister werden. *Wir plaudern* über Verschiedenes.« Aber so sehr es Gerhart Hauptmann freut, — »der Dichter sieht auf die Uhr« ... »'Sie gehen doch ein paar Schritte mit mir? Wir können dann weiter sprechen'« ... »Auf dem Wege ins Theater *spinnen wir die Unterhaltung fort*«. Das Vergnügen Gerhart Hauptmanns, mit einem Vertreter des Hauses Lippowitz & Co. gemeinsam spinnen zu können, wird immer sichtlicher. Und nun beginnt er, den Herrn —bs— nach seinen Ansichten über moderne Schauspielkunst zu befragen. »Meinen Sie nicht?« und »Meinen Sie nicht auch?« Dies und das begehrt der Dichter zu wissen. »Wir waren beim Burgtheater angelangt, aber Gerhart Hauptmann sagte, er wolle mich noch ein paar Schritte *begleiten*. Jede Kunst braucht Tradition, bemerkt er«, neugierig, was Jakobsohn darauf zu erwidern haben werde. Aber schließlich ruft die Pflicht. Es war ein anregender Spaziergang gewesen, ein genußreiches Gespräch«. Gewiß; nur ist es »mittlerweile höchste Zeit zur Probe geworden. Gerhart Hauptmann drückt mir *kräftig* die Hand, sagt: 'Auf Wiedersehen!' und verschwindet *eiligst* hinter dem Bühneneingang«.

So gehört sich's. Das war kein Ausfratscheln nach Stimmungen und Absichten, kein halbes Hinhorchen und Aufschnappen biographischer Bekenntnisse. Gerhart Hauptmann fragte, freute sich und ging angeregt von dannen. Ein Schritt zum Ziele: Ein Stück Zeitungswelt, gesehen durch das Temperament eines Künstlers. Wäre der Artikel mit dem Namen Gerhart Hauptmann unterzeichnet gewesen, kein Leser würde mehr im Zweifel darüber sein, wer eigentlich der interviewende Teil war. Die andere Methode hat sich überlebt. Denn nicht nur, daß die Dichter nichts mehr zu sagen wissen — die Reporter wissen auch nichts mehr zu fragen. Den Chefredakteuren, die ihre Leute zur Belästigung ankommender Berühmtheiten entsenden, bereitet die Auswahl der vorzulegenden Probleme seit längerem gelinde Verlegenheit. Vor fünf Jahren kam Gerhart Hauptmann, der damals schon ein berühmter Mann war, zur Premiere der »Versunkenen Glocke« nach Wien. Herr Rudolf Lothar, der als Herausgeber der 'Wage' das Kind im Mutterleib interviewen ließ, erkannte sofort, daß man da etwas tun müsse, und rief einen erprobten Mitarbeiter herbei, von dem bekannt war, daß er den Ministerpräsidenten beim Aussteigen auf dem Ischler Bahnhof und den Bruder eines pestkranken Spitaldieners in einer Tabak—Trafik abgefangen hatte. Nun aber äußerte er bestürzt, Herr Gerhart Hauptmann sei doch etwas anderes, und er möchte den Mann nicht gleich bei seiner Ankunft im Hotel überfallen und überdies — »Herr Doktor, wonach soll ich ihn denn eigentlich fragen?« »Was weiß ich?« sprudelte Rudolf Lothar hervor. »Fragen Sie ihn nach seiner Weltanschauung!« Sprach's, und stürmte mit seiner Aktentasche, in der Libretto, Ibsenmonographie und Vortrag über Frauenmode ruhten, neuen Zielen entgegen ...

\* \* \*

[Eine Schönheitskonkurrenz]

**I**m Pariser 'Temps' bringt jetzt klagend ein Herr Dr. Margulies aus Wien eine Geschichte vor, die er schon öfter in jüdischnationalen Blättern behandelte. Der Anglist Professor Jakob Schipper, so erzählt er, habe ihm, als er sich zur Prüfung für das Mittelschullehramt melden wollte, erwidert: »Werden Sie lieber Journalist, zum Professor sind Sie zu häßlich!« Das schien Herrn M. nicht bloß unhöflich, sondern, weil nur der outrierte jüdische Typus an ihm, dem körperlich sonst nicht Verunstalteten, häßlich gefunden wurde, auch rüder Antisemitismus. Im 'Neuen Wiener Tagblatt' widerspricht der selbst zionistischen Tendenzen nahestehende Herr Dr. Leon Kellner dieser Version, schützt den Professor vor dem Verdachte antisemitischer Gesinnung und versichert als Eingeweihter, lediglich die Unfähigkeit des Kandidaten sei der Grund der Zurückweisung gewesen und ausschließlich als solcher angegeben worden. Vor Jahr und Tag hatte sich Herr Dr. M. in der gleichen Sache an die 'Fackel' gewandt, die ihm ihre Anwaltschaft nicht ohne Bedauern eines unverschuldeten Unglücks, also in der Annahme, daß Herr Prof. Schipper wirklich jene Worte gesprochen, versagte. Sie sind nicht so ungeheuerlich, wie sie empfindsamen Preßgemütern klingen. Denn wahrlich, von der Weisheit des kanonischen Rechts, das jene, deren Äußeres die Spottlust reizt, als untauglich zum Priesteramt erkennt, sollten unsere Lehrerbildner lernen. Nichts ist unerbittlicher und ungerechter, aber auch nichts echter, als der kindliche Sinn für Komik, und Äußeres und Manieren des Lehrers sehen wir nur zu oft allen Nutzen zerstören, den das reichste Wissen und die Gabe, es mitzuteilen, stiften müßten. Das Lehrtalent eines Salomon Stricker konnte trotz dem nicht eben glücklichen Aussehen und körperlichen Gebahren des Mannes an einer Hochschule wirken; auch dort überwand unbefangene Spott-

lust bisweilen die Wertschätzung eines Gelehrten, und der Hörsaal ward zur Possenbühne. In eine Mittelschule versetzt, wäre ein Mann vom Range Strickers ein Schädling der Schuldisziplin. Solche Erwägungen haben sicherlich die Leute nicht geplagt, die sich neulich des Herrn Dr. M. annahmen. Der Pariser 'Temps' hatte seine Geschichte erzählt, und die beiden Singer, Wilhelm und Isidor, konnten sie den Lesern des 'Neuen Wiener Tagblatt' und der 'Zeit' nicht verschweigen. Da ward allerdings die Frage, ob M. zum Realschullehrer taugte, nicht aufgeworfen. Ja, der Redakteur der 'Zeit', der augenscheinlich den im 'Temps' — französisch! veröffentlichten Artikel nicht ganz verstand, wußte gar nichts von einer Lehramtsprüfung und erzählte, M. habe von Hofrat Schipper »die Zuweisung einer These erbeten, um zur Erlangung einer *Dozentenstelle* eine Dissertation zu verfassen: Und Hofrat Schipper ward verhöhnt, weil er mehr für die Schönheit als für die Tüchtigkeit der Gelehrtenrasse besorgt sei. Was aber dünkte die Herren Isidor und Wilhelm Singer das Anstößigste? Sie hätten dem Anglisten die vermeintliche Überschätzung der Gelehrten Schönheit noch verziehen, aber das »Werden Sie Journalist!« forderte Sühne. Dem 'Temps', bei dem Herr Berthold Frischauer wohl unbekannt ist, ward die Frage nachgesprochen, ob es denn wirklich um die Schönheit der Wiener Journalisten so schlecht bestellt sei. Wehe denen, die etwa »Ja« sagen wollten! Aber Herr Hofrat Schipper wird's gewiß nicht wagen angesichts der gefährlichen Drohung der Journaille, man werde sein eigenes Porträt veröffentlichen. Indes, die Frage ist einmal gestellt, und der Zweifel wird im Stillen weiter nagen. Das leichteste wäre, eine Konkurrenz für die beste Lösung des Preisrätsels auszuschreiben: Wer muß schöner sein, ein Professor oder ein Journalist? Wenn man jedoch die Kosten scheut, so gibt es noch ein verblüffend einfaches Mittel, den Streit zu schlichten: Herr Isidor Singer, Herausgeber der 'Zeit' und Professor der Statistik, schaue zweimal in einen Spiegel.

†

\* \* \*

[Pietro Aretino, der Vorläufer]

**P**ietro Aretino ist kürzlich als Vorläufer der liberalen Journalistik hingestellt worden. »Wie man sich jetzt bei Übergriffen und Mißbräuchen von Beamten mit einem 'Eingesendet' an eine liberale Zeitung wendet«, erzählt sein neuester Biograph, »so ging man damals zum Aretiner«. Überhaupt scheint Aretino in allem und jedem den liberalen Journalisten vorangeleuchtet zu haben; denn seine Art »erinnert schon an die Manipulationen moderner Erpresser mit Bürstenabzügen«, kurz, »Pietro Aretino ist der erste Revolverjournalist«. Aber wenn er der erste und meisterhafteste war, der gefährlichste und verderbteste der Revolverjournalisten kann er, da er sein Gewerbe ganz offen betrieb, wohl nicht gewesen sein. »Der Verächtlichkeit seines Treibens«, so wird uns versichert, »scheint er sich kaum bewußt gewesen zu sein, wenn er mit zynischer Offenheit erklärte, er schreibe des Geldes, nicht der Ehre wegen«. Wie harmlos ist solch zynische Offenheit, verglichen mit der zynischen Heuchelei liberaler Journalisten unserer Zeit, die, der Verächtlichkeit ihres Treibens vollauf bewußt, erklären, sie schreiben der Ehre, nicht des Geldes wegen! Pietro Aretino ist allen Lobes wert, und nirgends mehr, als in einer liberalen Zeitung. Der Artikel, der ihn jüngst pries, erschien in der Wiener Wochenschrift 'Die Zeit'.

+

Die 'Neue Freie Presse' brachte am 7. Dezember ärztliche Äußerungen über die »Gefahren des Küssens« zum Abdruck. Das Gutachten des bekannten Syphilidologen Professor Dr. Finger enthält in ihrer Stilisierung die folgende Stelle: »Insbesondere gibt es unter den ansteckenden Erkrankungen *eine*, die häufig durch Küssen übertragen wird. Bei uns kommen etwa drei Prozent aller Fälle, welche mit *dieser Erkrankung* behaftet sind, durch Küssen zustande. Dies deshalb, weil Erscheinungen *des Leidens* sich oft in der Mundhöhle, auf Lippen, Zunge, Gaumen festsetzen, die Absonderungen, die ansteckend sind, sich dem Speichel beimischen und diesen ansteckungsfähig machen. In slawischen Ländern, insbesondere in russischen Dörfern, wo es Sitte ist, daß jede Begrüßung durch Kuß erfolgt, ist diese Sitte Ursache, daß *die ansteckende Erkrankung* am häufigsten durch Küsse übertragen wird. Insbesondere Kinder werden so häufig infiziert.«

Ja, wie heißt denn »diese« Erkrankung, die so gefährlich ist, daß man sie nicht einmal zu nennen wagt, eigentlich? Das ist doch schon wirklich der Gipfelpunkt des Kretinismus! Ein Spezialist für Geschlechtskrankheiten schreibt ein wissenschaftliches Gutachten über die Beziehung zwischen Küssen und Syphilis, und die 'Neue Freie Presse' streicht ihm das Wort Syphilis und läßt bloß das Küssen stehen! Drasche durfte sich über Tuberkulose und Küssen, Kassowitz über Diphtheritis und Küssen äußern, Finger bloß andeuten, daß durch das Küssen außer Tuberkulose und Diphtheritis auch eine Krankheit verbreitet werde. Ja, wie würde die 'Neue Freie Presse', wenn sie einmal ein Leser fragte, welches medizinische Spezialfach denn Professor Finger vertritt, antworten? »Spezialist für dieses Leiden«? ... Es ist zum Durchgehen! Aber man muß sich wirklich dafür interessieren, wie es in den Gehirnen der Leute aussieht, die an der Spitze des führenden Blattes deutsch—österreichischer Intelligenz stehen und dem Volkwohl zu dienen vorgeben, indem sie im Inseratenteil die Syphilis fördern, im textlichen sie, wie irgendeine mißliebige Zeitschrift, »totschweigen«. Die medizinische Forschung behauptet, daß *Gehirnerweichung* immer eine Folgekrankheit der Syphilis ist. Ich vermeide jeden Rückschluß und glaube, daß mindestens die *fortschrittliche* Paralyse selbständig auftritt.

Wohin doch der geheimnisvoll—blöde »Wir«—Ton der Preßmajestät führt! Herr Schütz bespricht am 7. Dezember in der 'Neuen Freien Presse' die Aufführung von Sudermann's »Johannes«, verweist auf seine früher erschienene Rezension des Buches und schreibt: »Wir zitieren den Satz aus einer Besprechung des *Schreibers dieser Zeilen*, die vor längerer Zeit in der 'Neuen Freien Presse' enthalten war.« Bisher wurde immer die Fiktion festgehalten, »wir« seien eine mystisch verborgene Vielheit. Aber jetzt kommt heraus, daß es ein schlichter »Schreiber dieser Zeilen« ist. Wie wäre Schopenhauer überrascht!

Es gibt eine »erste Schneeflocke«. Es gibt einen »ersten Maikäfer«. Freudig erregt pflegen treue Abonnenten solche Ereignisse den Redaktionen

zu melden. Mir aber hat neulich ein Leser die *erste Masseuse* eingeschickt, welche in der von Inseratenmoral tiefenden 'Zeit' erschienen ist ... Die erste und einzige. Ja, gegen die 'Neue Freie Presse', die täglich ihrer vierzehn hat, vermag das junge Blatt doch nicht aufzukommen!

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Die Geschwornenjustiz]

*Leser des 'Neuen Wiener Tagblatt'*. Nein, der höchst bemerkenswerte Artikel »'DIE SCHWURGERICHTE', von einem ehemaligen Geschwornen«, den Ihr Blatt am 6. Dezember veröffentlicht hat, war von mir weder verfaßt, noch inspiriert. Richtig ist allerdings, daß der positive Vorschlag des Verfassers — Änderung der Kompetenzen innerhalb des Schwurgerichtes, so daß künftig DIE GELEHRTEN RICHTER DIE SCHULDFRAGE beantworten, DIE LAIENRICHTER DIE STRAFE festsetzen würden — aus der Nummer 109 der 'Fackel' (Seite 2 und 3) entlehnt ist. Man darf Herrn Wilhelm Singer nicht zu viel Anständigkeit zumuten; übertrieben wäre es, von ihm zu verlangen, daß er die Priorität eines Reformvorschlags, der allein dem Laienrichterwesen das Dasein verlängern kann, in seinem Blatte wenigstens nachträglich feststelle. Anerkennenswert ist schon, daß Herr Wilhelm Singer das Gute nimmt, wo immer er es findet; der redliche Finder, der den Fundort nennt und die Reklamierung geistigen Eigentums ermöglicht, braucht er darum nicht zu sein, und selbst wenn er dies eine Mal den Fundort verschweigt, würde ich ihn noch nicht für einen würdigen Kollegen des literarischen Gewohnheitsfundverheimlichers Lippowitz halten. Nicht, daß Herr Wilhelm Singer das Gute nicht läßt, weil es von der 'Fackel' kommt, verarge ich ihm; wohl aber, daß er das Böse übt, das er und seinesgleichen der 'Fackel' vorwerfen. Wie zetert Herr Wilhelm Singer, wenn man einmal einem Zeitungsschmierer auf die unsauberen Finger klopft, wenn man in die dunkeln Wege hineinleuchtet, die hierzulande zum Zeitungsruhm führen! Da sollen »alle Guten« zusammenstehen gegen Neid und Verdächtigung. Aber im 'Neuen Wiener Tagblatt' ward neulich einem Künstler vom Range Otto Wagner's nachgesagt, daß er »Fraueneinfluß« aufbiete, um den Bauauftrag für das städtische Museum zu erlangen. So sind in Wahrheit Herrn Wilhelm Singer's Manieren, und nachgerade beginnen die ihm Nächststehenden den Mann, der zwischen Wien, Rom und Bern als Kämpfer für die Wahrheit herumreist und sich als Musterehrenmann vorstellt und preisen läßt, zu durchschauen. Mit jener derben Anzüglichkeit, die man von seinen Polemiken gegen Herrn Bahr her kennt, schrieb jüngst Herr Pötzl (Feuilleton vom 7. Dezember), zur Stube seines Chefredakteurs hinüberblinzelnd, also: »Ich bin gegen jeden mißtrauisch, der von sich selber immer herumschreit, er sei ein Ehrenmann. Wer es ist, braucht uns das nicht zu erzählen, wir merken es schon selbst oder es bestätigen uns andere seine Ehrenhaftigkeit ... « Am interessantesten ist aber, daß der Leiter des 'Neuen Wiener Tagblatt', der, den Groll gegen die 'Fackel' im Herzen, aber ohne sie zu nennen, in allgemeinen Phrasen, gegen die »Zerstörer« sich wendet, die »keine positive Arbeit« leisten, das einzige Mal, wo er aus dem Gesinnungsbrei des 'Neuen Wiener Tagblatt' zu einem positiven Vorschlag von größter Wichtigkeit ausgreift, ihn aus der 'Fackel' bezieht, natürlich gleichfalls — ohne sie zu nennen.

[Der »Kampf gegen die 'Zeit'«]

'Zeit'—Genosse. Sie wollen gehört haben, daß das in der vorigen Nummer der 'Fackel' ausgegebene Bulletin: »750.000 Gulden verbraucht. 16 Ange-

stellte entlassen« auf einer fehlerhaften Diagnose beruhte. Möglich. Mark Twain depeschierte einmal nach Europa. »Nachrichten von meinem Tode stark übertrieben«. Aber was mag's nur sein, das gerade am Siechenbette der 'Zeit' des Entstehen so beunruhigender Gerüchte fördert? Es ist ja immerhin denkbar, daß »bloß« die Summe von 400.000 Gulden verbraucht und der Rest »investiert« ist: — ich wüßte mir wahrhaftig eine bessere »Investition« meiner Gelder als den Ankauf von Druckmaschinen, die das westeuropäische Deutsch und die kulturellen Anregungen der Herren Singer und Kanner der Öffentlichkeit vermitteln sollen. Es gibt einen Grad von Opferfreudigkeit, den schlichte Kenner der journalistischen Verhältnisse Österreichs nicht mehr zu begreifen vermögen, und wenn die böhmischen Fabrikanten ihre zweite Million an Salo Cohn's sozialpolitisches Organ wenden, so muß wohl oder übel jene kleinliche Nörgelsucht verstummen, die neuestens gefunden hat, daß zwischen den Begriffen 'Zeit' und Ewigkeit eine viel größere Kluft, als man bisher geahnt, sich dehne. Und dräut der Winter noch so sehr — ! rufen einander die Geldgeber ins Ohr, und ihre Zuversicht, daß es einmal doch Frühling werden müsse und aus aschgrauer Talentlosigkeit einem verlangenden Österreich das »große Blatt« erstehe, hat etwas Rührendes. Aber nie noch ist eine günstigere Chance — den durch die 'Fackel' erzeugten Überdruß an der stinkenden Preßkost zu nützen — kläglicher vertan worden, und ein Großmut, der die kühnen Mißbraucher einer Idee anstatt mit Fußstritten mit Millionen regaliert, ist gewiß die seltsamste Erscheinung dieses perversen Zeitalters. Wann endlich werden die Konterfeis der Geldgeber im Depeschensaal der 'Zeit' ausgestellt werden? Die Bilder von Passanten, die einen Lebensunfähigen beim Haarschopf aus der Donau ziehen, pflegt man uns sonst nicht vorzuenthalten ... Nur in einem Punkt stimmt der Vergleich nicht. Gewöhnliche Selbstmörder haben sich nicht darüber zu beklagen, daß man sie, die kaum Geretteten, wieder in die Fluten zurückstoßen wolle, daß andere Passanten, die nicht selbsttätig eingreifen, sondern bloß zuschauen, gegen sie »intrigieren«. Wohl aber gibt es — laut täglicher Versicherung der 'Zeit' — einen »Kampf gegen die ‚Zeit'«. Man lasse sie nicht aufkommen, alles habe sich gegen sie verschworen, ringsum lauern Mißgunst und Niedertracht, den rettenden Millionären in den Arm zu fallen. Und neben der ständigen Spitzmarke »Unser Depeschensaal« kehrt ebenso häufig die andere wieder: »Der Kampf gegen die 'Zeit'«. Nicht unsere gottgeschlagene Geistlosigkeit, nicht unser Unvermögen, zu organisieren, nicht unser Schmocktum, das sich von dem der alten Blätter nur durch seine Aufgebläththeit unterscheidet, ist schuld daran, daß wir enttäuscht haben und nicht festen Fuß fassen können. Nein, die wahre Schuld trägt ein Komplott der Administrationen Wiens, welche ihre Helfershelfer aussenden, die friedlich vor den Türen der Wiener aufliegende 'Zeit' zu rauben. Unter der bekannten Spitzmarke ward uns dieser Aberwitz immer wieder aufgebunden. Nun traue ich ja den Wiener Administrationen schon eine Schlechtigkeit zu; aber daß sie darin unter das Maß der landesüblichen Entwendung von Abonnentenlisten heruntergehen, daß 'Neue Freie Presse' und Steyrmühl das Gewimmel von — den Verwaltern kaum persönlich bekannten — AUSTRÄGERN zu Mitwissern ihrer Verschwörung machen könnten, habe ich ihrer Dummheit nie zugetraut. Jeder Einsichtige verstand sofort, auf welche Winzigkeit von einem Tatbestand die pathetische Anklage der 'Zeit' zurückzuführen sei, und völlig klar wurde die Sache, als die 'Deutsche Zeitung' eines Tags beteuerte, daß IHRE Exemplare von Sendlingen der — 'ZEIT' von den Türdecken der Abonnenten gestohlen werden. Wer konnte noch zweifeln? Arme Zeitungsträger, die den kargen Lohn des Unternehmens und das Trinkgeld der Besteller zu verlieren fürchten, sehen mißgünstig auf jedes

Blatt, welches das ihre verdrängen könnte, und hie und da läßt sich einer zu einer strafbaren Handlung verleiten. Solches geschah schon lange, bevor Herrn Isidor Singer's Balg das Licht der Welt schielend erblickte. Seiner Großmannssucht aber erwuchs es zu einem eigens für die 'Zeit', die sonst sicher schon eine halbe Million Abonnenten hätte, ersonnenen Intrigenspiel. Wer diese hochtrabenden Enthüllungen gelesen hatte und dann am 29. November die Gerichtssaalnotiz las, die unter der Spitzmarke »Der Kampf gegen die 'Zeit'« erschien, mußte helllaut auflachend die Kant'sche Definition des Komischen bestätigt finden. »Auflösung einer gespannten Erwartung in Nichts«: dies traf nicht nur auf das Erscheinen der 'Zeit' selbst zu, sondern auch auf die gerichtliche Ahndung, die der »Kampf gegen die 'Zeit'« gefunden hatte. Das Blatt schämte sich nicht, sie seinen Freunden kundzutun: »Die beste Zeitung hat für den Leser keinen Wert, wenn er sie nicht bekommt ... In EINEM Falle gelang es einem unserer Abonnenten, einen Austräger des 'Neuen Wiener Tagblatt' auf frischer Tat zu ertappen, und heute hatte sich der Mann vor dem Bezirksgericht Josefstadt wegen Übertretung des Diebstahls zu verantworten.« Und dann heißt es wörtlich: »Auf die Frage des Richters, warum er das getan, sagte der Angeklagte, ER HABE BEFÜRCHTET, EINEN ABONNENTEN ZU VERLIEREN, wenn Dr. Wrabetz, bisher Abonnent des 'Neuen Wiener Tagblatt', die 'Zeit' abonnieren würde. Sein Lohn betrage 5 Gulden 50 Kreuzer wöchentlich; davon habe er drei Kinder zu ernähren. ER HABE IMMER BEI DER VERRECHNUNG DES ABONNEMENTS EIN TRINGELD VON 50 HELLERN BEKOMMEN, DAS ER AUCH ZU VERLIEREN FÜRCHTETE.« Der »Beschädigte« aber sprach: »Es handelt sich mir nicht um den materiellen Schaden, sondern darum, daß ich die Zeitung, die ich abonniert habe und auf die ich BEIM FRÜHSTÜCK MIT UNGEDULD WARTE, nicht bekomme.« Der arme Sünder wurde zu 12 Stunden Arrests, verschärft durch Arrestantenkost, verurteilt. NICHT verschärft durch die Lektüre der 'Zeit', wiewohl man bekanntlich jeden an jenem Rechtsgut strafen soll, an dem er sich vergriffen hat ... So aber endete der »Kampf gegen die 'Zeit'«. Herr Singer hätte von der schmähhlichen Ernüchterung seiner Verschwörungsvisionen sicher nicht den Lesern berichtet, wenn nicht immerhin doch ein rühmliches Moment zu melden gewesen wäre: Der Herr Dr. Wrabetz wartet auf die 'Zeit', die er — man denke nur! — ABONNIERT hat, beim Frühstück mit Ungeduld. Und darum entschloß sich der nun vollends übermütige Singer sogar, in der »Übersicht«, die die wichtigsten Weltereignisse schlagwortartig anzeigt, zu signalisieren: »In Barcelona brechen neuerdings ernste katalonische Unruhen aus ... Vom Bezirksgericht Josefstadt wird ein Zeitungsausträger des 'Neuen Wiener Tagblatt' wegen Diebstahls von Exemplaren der 'Zeit' verurteilt«

[Zum Fall Krupp]

*Psychiater.* In der Krupp—Affäre haben sich in das für eine Diskussion verfügbare Quantum an Dummheit beide Parteien redlich geteilt: die Angreifer und die Verteidiger. Sie sagten im Grunde dasselbe: jene, da sie Krupp eines »Verbrechens« bezichtigten, diese, indem sie ihn gegen den Verdacht pathetisch in Schutz nahmen. Und die Sympathien, die eine beispiellos törichte Publikation dem 'Vorwärts' entführte, hat die Rede Wilhelms II. ihm fast wieder zurückgebracht. Als ob unter vollsinnigen Menschen heute noch eine Meinungsverschiedenheit darüber bestände, daß der § 175 des deutschen Strafgesetzbuchs (und der entsprechende des österreichischen) ein dreister Eingriff in das Privatleben von hunderttausend höchst ehrenwerten Staatsbürgern ist, daß eine Gesetzgebung, welche Geschmacksrichtungen und Nervenstörungen bedroht, dem Erpresserhandwerk einen goldenen Boden bereitet! Die Ausrede des 'Vorwärts', er habe durch Besprechung des Falles Krupp bloß

die endliche Abschaffung jenes Paragraphen bewirken wollen, gilt nicht. Nur wenn ALLE Homosexuellen in Rang und Würde ihre EINWILLIGUNG gäben, daß ihre Namen zu Zwecken der Agitation veröffentlicht werden — und dies wäre sicherlich das Vernünftigste, was die Herren tun könnten —, wäre der häßliche Eindruck der Erörterung einer Privatsache zu vermeiden. Wohin geraten wir, wenn selbst das Geschlechtsleben nicht mehr vor publizistischer Neugierde geschützt ist? Wenn eine »aufgeklärte« Presse das Beispiel einer veralteten Gesetzgebung befolgt und Perversitäten ahndet, die sich — ohne Vergewaltigung oder Mißbrauch der Unmündigkeit — innerhalb von vier Wänden abspielen? Hinge Staatstreue, kaufmännische Tüchtigkeit, künstlerisches Ansehen, Korrektheit des Beamten, Tapferkeit des Militärs von der schnurgraden Richtung sexueller Triebe ab, wie wenige könnten bestehen, wie viele wären tadelnswert oder lächerlich, welch tausendfach nuanciertes Nachtbild der Gesellschaft ließe sich entrollen! Und auf die nur in niedere Sphären langenden Staatsanwälte würde so manche Enthüllung ähnlich wirken wie eine kalte Dusche — im Zentralbad ... Weg mit der kriminalistischen Kontrolle geschlechtlicher Irrungen! Ob Krupp homosexuell veranlagt war, ist völlig irrelevant; die Bedeutung seines Hauses für die deutsche Industrie hängt von der Antwort nicht ab. Es könnte Gesetzgeber, Minister, Richter geben, die in dem einen Punkte nicht ohne Fehl sind. Was kümmert's uns, wenn wir hören, daß ein General masochistische Empfindungen hat? Die Niederlage einer Armee würde sich ja doch nicht aus der Wollust des Geschlagenwerdens erklären lassen!

[Das Sudermann—Komplott]

*Literat.* Ich erfahre soeben, daß das Komplott baufälliger Renommeen gegen die »Zerstörer«, als dessen Wortführer sich neulich Herr SUDERMANN blamierte, in der Wohnung des schon viel früher abgetanen Herrn Paul LINDAU ausgeheckt wurde. Der saubere Plan reifte bei einem Herrendiner, an dem außer den genannten Notabilitäten und dem kürzlich im 'Neuen Wiener Tagblatt' in der gleichen Sache losgelassenen Herrn Alfred KLAAR noch ein vornehmer Gast aus Wien teilnahm: Herr Hermann BAHR persönlich. Er ließ sich's gut schmecken und wischte sich erst am 7. November mit einem Feuilleton der 'Österreichischen Volkszeitung' den Mund ab. — Am 6. Dezember teilte die 'Neue Freie Presse' in einer kurzen Notiz ihren Lesern mit, daß die von Herrn Sudermann Angegriffenen »sich zur Wehre setzen«. Sie erwähne dies, weil sie auch Sudermanns Angriffe verzeichnet habe ... Ist die alte Kanaille nicht objektiv? Über die Maßen! Die Notiz galt nämlich einer recht unbedeutenden Erwiderung des Herrn Kerr, der außer ein paar gelungenen Spottversen nur seine alten Manieriertheiten vorzubringen gewußt hat. Keine Silbe über Harden's Abwehr, dem doch die klägliche Attacke des Herr Sudermann hauptsächlich gegolten hatte!

[Zwei Meinungen]

*Publikum.* Meinungsverschiedenheiten zwischen Kritikern kommen häufig vor, und man muß sie hören alle beide, um zu wissen, daß eines Mannes Rede keine Rede, d. h., daß sie das Urteil eines zufällig ins Verfügungsrecht über Druckerschwärze eingesetzten Privatmannes ist. Nicht so häufig kommt der Fall vor, daß ein und derselbe Theaterrezensent zweierlei Meinung hat. Der Musikkritiker Helm — »ein Helm ohne Kopf« hat einmal Ludwig Speidel gesagt — verstand es allerdings, in der 'Deutschen Zeitung' die Musikproduktion vom Standpunkt des Antisemitismus zu beurteilen und im 'Pester Lloyd' Hymnen auf Goldmark anzustimmen. Nun, hier war der Dekorationswechsel der Überzeugung aus einem tragischen Konflikt beruflicher Interessen zu erklären. Heiterer und psychologisch interessanter ist die Vereinigung zweier Meinungen, an der keinerlei wirtschaftliche Nötigung mitgewirkt hat. Ein Kri-



tiker, dessen sittliche und literarische Qualität von der der meisten seiner Kollegen grell absticht, hat schon seit längerer Zeit das Unglück, für Scharf's 'Sonn— und Montags—Zeitung' über Burgtheateraufführungen zu schreiben. Neuestens hat er aber auch das Burgtheaterreferat für die 'Wiener Allgemeine Zeitung' übernommen. Offenbar vermag nun der tüchtigste Schriftsteller das Kunststück nicht zuwegezubringen, seiner Meinung über schauspielerische Leistungen zweierlei Stilgewand anzuziehen, und er muß, wenn's umgekehrt zu schwer ist, die Meinung dem Stil anpassen:

'Sonn— und.Montagszeitung',  
1. Dez.:

»Kainz als Heinrich verletzte anfänglich in den ruhigen Szenen durch seine unverständliche Art, wie ein feststehendes Automobil auf einem und demselben Flecke zu rasen und stimmlich ohne Veranlassung durchzugehen; aber in den tragischen Reden, die von Zwiespältigkeit, Ironie und Ekstase erfüllt sind, wuchs er rasch über alle Mitwirkenden hinaus und wurde der Held des Abends ... Mit kleineren Rollen fanden sich Frau BLEIBTREU—RÖMPLER und die Herren RÖMPLER, SCHMIDT, GREGORI ab. Frau MEDELSKY konnte dem pathologischen Figürchen, das die weibliche Hauptgestalt des Dramas ist, mit ihrem gesunden Talent nicht gerecht werden, aber ihre ganze Art weckte den Wunsch nach ihrem Käthchen von Heilbronn«.

'Wiener Allgemeine Zeitung'  
2. Dez.:

»Die Darstellung in den Hauptpartien war unvergleichlich. Man hatte nicht das Gefühl, daß die Kunst des Kainz, die Natur der Medelsky erst in das Dichterverk hineinwachsen mußte — man schien überzeugt, daß das Werk vielfach aus ihrem Können und Wesen keimte, daß sie an manchen Szenen nicht nur Bringer, sondern auch Hervorbringer waren. Kainz riß uns mit edlem, großen Schwunge über die Schründe und Klüfte, die der arme Heinrich im Siechtum, im wütenden Weh, in der Weltverachtung vor uns aufreißt. Frau MEDELSKY, zum dramatischen Leiden, zum Opfer geboren, in den Bildern des vierten Aktes einer Madonna der Frühkunst gleich, zog uns sanft und leise himmelwärts. Rührend weich war das EHEPAAR RÖMPLER, der Pächter und die Pächterin ... Mit dem Hartmann von der Aue bewies Herr GREGORI neuerdings seine innere Hohlheit und sein Unvermögen. Eine gute Statue mit dem Gabillon—Schatten ist Herr SCHMIDT gewesen«.

An dem Beispiel eines der Besten erweist sich die völlige Wertlosigkeit der Theaterkritik und zumal einer Schauspielerbeurteilung, die bald von subjektivem Unverständnis, bald von Böswilligkeit, hier von Witzsucht, dort von STILISTISCHEM ABWECHSLUNGSBEDÜRFNIS reguliert wird, immer aber an die Existenz der Theaterleute greift.

[Der Kunstkritiker Sandor Jaray]

Leser. Der bekannte Kunstkritiker Sandor Jaray äußert sich in der 'Neuen Freien Presse' vom 30. November über den Dekorateur Sandor Jaray wieder ungemein anerkennend. Diesmal handelt es sich um die Ausstattung von »Dubarry«, und Jaray versichert, daß »Ähnliches sowohl auf dem Kontinent ALS AUCH ÜBER DEM WASSER noch nicht gesehen wurde«. Aber nicht nur bei »Dubarry« ist die Ausstattung Hauptsache. Die These gilt: »Geht man heute ZU EINEM THEATERSTÜCK, so findet man keine vollständige Befriedigung, vortreffliche künstlerische Leistungen VOM DARSTELLER auf sich einwirken zu lassen.« Man

will mehr. »Man will auch in der Illusion, IN DER MAN SICH BEFINDET, durch die räumliche Ausgestaltung, ALSO den ORT der Handlung, sich ganz in jene Zeit, an jenen ORT versetzt denken, in WELCHEN das Stück spielt.« Daß bei Werken wie »Dubarry« der Dekorateur der eigentliche Autor ist, weiß Herr Jaray; er spricht davon, welche Aufgaben bei solchen Stücken der »Dekorateur, WENN WIR IHN SO NENNEN WOLLEN«, zu erfüllen hat. Bis jetzt »kannte man Jaray's Leistungen nur AUF DEN SERIÖSEN GEBIETEN«; aber Jaray ist »überrascht, in welcher musterhafter Weise er auch die Technik der Bühnenausstattung beherrscht«. »Und daß«, schreibt er, »Jaray's IDEENSCHATZ UNERSCHÖPFLICH ist«, »DAVON liefert« eine soeben eröffnete Ausstellung »den glänzendsten Beweis«. »Dies alles sind jedoch nur BRUCHSTÜCKE FÜR DIE REICHHALTIGKEIT DES KÖNNENS der Firma Sandor Jaray«; die »bestrickendsten Kunstobjekte aller Stilarten« finde man in den eigenen Ausstellungsräumen der Firma »aufgespeichert«. — Dieses starke Lob durfte sich Herr Jaray im redaktionellen Teil der 'Neuen Freien Presse' leisten. In Deutschland würde eine ähnliche Praxis als unlauterer Wettbewerb geahndet. Und die Täuschung, als ob die Selbstbewunderung des Herrn Sandor Jaray, der die 'Neue Freie Presse' für guten Lohn ihre Spalten öffnete, von einem ihrer REDAKTEURE geschrieben wäre, ist umso vollkommener, als das Deutsch des Inserenten, »wenn wir ihn so nennen wollen«, NICHT VERÄNDERT wurde.

[Verbrechen oder die »Sünde des Narziss«]

*Irrenwörter.* Die 'Neue Freie Presse' leitartikelte nach dem Tode Krupp's von einer »DIFFAMIERENDEN Anklage, die jüngst gegen ihn erhoben worden« sei. Krupp sei gestorben,

»ohne daß er sich von dem öffentlich gegen ihn ausgesprochenen Verdachte eines im Auslande begangenen HÄSSLICHEN VERBRECHENS befreien« konnte. An dem Andenken seines Namens bleibe ein »Schatten« haften, »SO WENIG WEGZUWISCHEN WIE DER BLUTFLECK IN 'MACBETH'«. »Der Großherr der Industrie, der heute so jählings endete, hinterläßt dem Namen, den er trug, EIN DUNKLES MERKMAL, DAS NIEMALS SCHWINDEN KANN, EINEN MORALISCHEN ZWEIFEL, DER SEIN UNERMESSLICHES ERBE BELASTET UND NICHT MEHR ZERSTÖRT WERDEN KANN. Ihn selbst konnte der Tod aller Qual eines moralischen Reinigungsprozesses entrücken; aber DIE NACHREDE BLEIBT, sein jäher Tod verbürgt ihre traurige Dauer.« —

Die Aufregung der industriellen Kreise über diesen Leitartikel war vollständig unbegründet. Man kann nicht von einer Infamie sprechen, wo Blödsinn so laut nach psychiatrischer Hilfe schreit ... Da war die 'Zeit' viel gemüthlicher. Sie nannte, was Krupp angeblich getan, kein Verbrechen, sondern bloß eine Sünde, und zwar — »DIE SÜNDE DES NARZISS«. Diese öfter wiederholte Redewendung zeugte für Diskretion, aber auch für Unbildung. Aufgepaßt! Die Sünde des Narziss ist vielleicht gesundheitsschädlich, aber nicht strafbar. Um ihr zu fröhnen, muß man nicht nach Capri fahren.

---

---

## Berichtigung

In Nr. 122, S. 26, 13. Zeile von unten, ist statt »durch Anspielung auf notorische Ereignisse« zu lesen: durch Verquickung mit notorischen Ereignissen. (Es sollte natürlich nicht gesagt werden, daß in den aus dem »Tagebuch des Königs Bobeche zitierten Bübereien selbst eine Anspielung auf notorische

Ereignisse enthalten sei, sondern: daß ihre Tendenz trotz allen Ausflüchten des mutigen Kämpfers durch die an anderen Tagebuchstellen enthaltene Anspielung auf notorische Ereignisse, z. B. den Tod Holzinger's, augenfällig werde.)

---

## **MITTEILUNG DES VERLAGES**

Die Adresse des Verlages der 'Fackel' lautet:

**IV. Schwindgasse 3.**

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

